

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Auch ein Tabakmonopol [3 Bilder; Wagner, Erdmann]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

nachhaltig für schwere Arbeit, er geht verdrossen an sein Geschäft, er ist unzufrieden. Er ist unglücklich.

Die Kartoffel ist ohne Zweifel eine Wohlthäterin der Menschheit, aber mit Maß und Ziel; jedes Uebermaß aber ist Krankheit, und an der Kartoffelkrankheit leiden heute nicht nur die Kartoffeln selbst, sondern die größte Mehrzahl des ganzen Volkes, dessen Hauptnahrung in Kartoffeln besteht. Das sind die armen Arbeiter, die kleinen Handwerker und die kleinen Beamten, die, um draußen „standesgemäß“ aufzutreten zu können, daheim Kartoffeln essen müssen.

Da fällt mir die Geschichte ein von dem luxuriösen Schneider! Die Tagelöhnersfrau geht zum Krämer: „für zwei Chrüzer Salz; wir habe de Schnieder; meint Ihr, der Raib frist unsere Erdäpfel ohne Salz?“

Der Kartoffeln essende Tagelöhner muß aber Kräfte haben zu seiner schweren Arbeit und darum greift er zum Schnaps. Und das ist ganz begreiflich und natürlich.

Wenn der Mensch ruht und nicht arbeitet, so schwitzt und athmet er nicht so viel als der Arbeitende. Arbeitet aber der Mensch ohne genügend zu essen, so bildet sich der Schweiß und die Kohlenäure des Athmens aus den Muskeln und dem Fette seines Leibes, er verliert an Kraft und magert ab.

Nun hat aber der Branntwein die Eigenschaft, daß er im Körper sehr leicht in Wasser und Kohlenäure zersetzt wird, und dem Arbeiter liefert der Branntwein das Material zu Schweiß und Athem, und verschont das Fleisch seines Leibes. Aber das Mittel hilft nicht lang.

Der arme, schwer arbeitende Tagelöhner, der nichts anderes zu essen hat als Kartoffeln, wird ohne seinen Schnaps nach und nach verkommen, er muß Schnaps trinken, aber an diesem geht er auch zu Grunde, denn er muß ein Trunkenbold werden. Da hilft kein Predigen und kein Beten, und mancher der frommen Eiferer gegen das Schnapsstrinken würde in gleicher Lage auch ein Schnapslump sein.

Da hilft nur ein Mittel: dafür zu sorgen, daß der Arbeiter eine gesunde und gute Nahrung erhalte, und er stets so viel verdienen kann, daß er seine mangelhafte Nahrung nicht durch Branntwein zu ersetzen braucht.

„Ja, Ihr habt gut reden, Hinkender, woher nehmen und nicht stehlen?“ Nun, da hätte der Hinkende ein Rezept für ein gutes nahrhaftes Essen, das er empfehlen kann:

2 Pfund Erbsen	40 S
1 Pfund Kartoffeln	3 „
Fett	10 „
Suppengrün	2 „
Summa	55 S

gibt ein Mittagessen für 5 Personen, macht 11 S für die Person, ist gut und nahrhaft, und der Kartoffel ist dabei auch noch ihr Recht gelassen.

In den Kasernen und in den Zuchthäusern spielen die Hülsenfrüchte eine große Rolle. Das Ererziren und Gedrilltwerden ist gewiß ein sehr Appetit reizendes Mittel, und daß unsere Soldaten nicht schlecht genährt werden, zeigt ihr gesundes und strammes Aussehen: — wenig Fleisch und viele Hülsenfrüchte und Brot, und doch kostet der Mann nur 25 S täglich bei anstrengender Arbeit.

In den Zuchthäusern wird die Gesundheit der Herren Spitzbuben mit rührender Sorgfalt gepflegt, und der Hühnerfriß hatte sehr Unrecht sich zu beschweren: „Wenn der Fürst sich Spitzbuben halten will, so soll er sie

auch besser verköstigen.“ Im Zuchthaus hat die Woche zwei Erbsentage, zwei Bohntage und zwei Linsestage und nur einen Fleischtag, den Sonntag. Freilich, das Leibgericht des Hühnerfriß, gebadene Hahnen, die ihn auch richtig ins Zuchthaus gebracht haben, die giebt es nicht. Was die Ersteren betrifft, so sind die Spitzbuben besser daran, wie viele unserer braven Arbeiter.

Aber nicht nur daß Erbsen, Linsen und Bohnen unseren Körper mit Blut, Fleisch und Milch verfeinern durch ihren Phosphorgehalt wirken sie auch auf die Knochen- und Hirnbildung, sie sind gut für Leib und Seele. Eine Armee Kartoffelsoldaten würde ganz gewiß besiegt werden von einer Armee Erbsensoldaten.

Daß die „Kartoffelkrankheit“ und ihre Begleiterin die „Schnapsseuche“, auch eine Rolle bei unseren gegenwärtigen sozialen Wirren spielen, mag reichlich Stoff zum Nachdenken geben.

Der Hinkende will die Kartoffeln nicht verdrängen, aber ihre Alleinherrschaft möchte er stürzen, und ihnen die Erbsen, Linsen und Bohnen als gleichberechtigt an die Seite stellen. Dies hält er für seine Pflicht, und wenn er die Freude erleben sollte, bei seinen Wanderungen durch Feld und Flur neben jedem Kartoffelacker einen Acker mit Hülsenfrüchten zu sehen, so will er in seinem nächsten Kalender den Kartoffeln eine Genugthuung geben und auch ihr Loblied singen.

Auch ein Tabakmonopol.

Tabakmonopol hier, Tabakmonopol da, und Tabakmonopol überall. Es wimmelt in den Zeitungen, es hält Reden in den Parlamenten, es kratzelt an den Viertischen, in jeder Cigarre, in jeder Pfeife Tabak paßt es uns zu, und der Schnupfer, wenn er niest, niest: „Tabakmonopol!“

Da ist dem Hinkenden etwas durch den Kopf gefahren: „Tabakmonopol? Habe ich nicht einmal eine Geschichte gehört oder gelesen von einem Tabakmonopol? Eine lustige Geschichte? Nichtig! Es war vor vielen vielen Jahren. Man hat damals bei uns noch keine Ahnung gehabt, daß auch wir einst mit dem leidigen Monopol beglückt werden sollen. Es mag so im Anfang der dreißiger Jahre gewesen sein. Es war eine recht lustige Geschichte und ein Bild aus der guten alten Zeit, und der Hinkende glaubt dem geeigneten Leser ein kleines Vergnügen zu machen, wenn er die Geschichte wieder erzählt, so weit sie ihm im Gedächtnis geblieben ist. Freilich, der Hinkende ist bereits ein alter Knabe, und sein Gedächtnis nicht mehr recht feuerfest, und nach so langer Zeit. Na, so ungefähr wird er's wohl noch zusammenbringen, und wenn er den Grundgedanken der Urgeschichte benützt um eine neue lustige Kalendergeschichte daraus zu machen, so wird ihm dies nicht verübelt werden. Der Geschichte aber wollen wir auch einen schönen Titel geben, und sie nennen:

Die Freiherren von Pfefferkorn oder

Klein ist die Wiege des Großen!

Der jetzige, stolze Freiherr von Pfefferkorn, der auf seinem schönen Schlosse am A. . . See haust, ist nicht gerne daran erinnert, daß der Begründer seiner Dynastie ein ganz gewöhnlicher Pfefferkorn, ein Gewürzkrämer war; auf einen adeligen Raubritter und Wege- lagerer wäre er stolzer gewesen. Und doch beginnt mit diesem Gewürzkrämer der Glanz der freiherrlichen Familie. Die stolze Eiche im Parke des Freiherrn hat

auch nur die kleine unscheinbare Eichel als Begründerin ihrer Dynastie, und die Fürstin der Wälder hat ihren Thron nur dem gütigen Zufall zu danken, daß ihr Leibe nicht von einer unloyalen Wildsau verpeißt worden ist.

„Klein ist die Wiege des Großen“
und

„Der Zufall ist eine Macht!“

Doch dafür hat der stolze Freiberger kein Verständnis. Es war in der Zeit des siebenjährigen Krieges, da dem Gewürzkrämer Pfefferkorn, in einer der vielen kleinen Residenzstädte, mit denen Deutschland damals noch gegliedert war, wir wollen sie Spießburg nennen, seinen Mitbürgern sein gepfeffertes Salz und seinen geliebten Pfeffer vorzog und seinen Schnupf- und Rauchtabak verkaufte. Cigarren gab es damals noch nicht.

Der siebenjährige Krieg, in welchem halb Europa über den großen Friedrich herfiel: Oesterreich um das verlorene Schlessen wieder zurückzuerobern; Frankreich als Bundesgenosse Oesterreichs, aus Dankbarkeit, weil die große Maria Theresia so klein war, die niederliche Mätresse des niederlichen Frankreichs Ludwig XV. „meine Liebe Base“ zu nennen; Rußland, weil Friedrich über das Schandleben der niederlichen russischen Kaiserin Elisabeth Witze gemacht hatte, — und endlich viele deutsche Fürsten und Fürstlein mit der sogenannten „eilenden Reichsarmee“, aus der ein malitioser Druckfehler eine „elende“ gemacht hatte, — diese aus Neid und Eifersucht über das Kriegsglück des Preußenkönigs. Der siebenjährige Krieg, dem der Hubertsburger Friede ein Ende gemacht, und in dem kein Theil etwas gewann, dem Jeder behielt, was er vor dem Kriege schon hatte, aber Neid, Ehrgeiz und Habgucht hatten 500 Millionen Thaler verschlungen und eine Million Menschen abgeschlachtet.

Friedrichs und seines Heeres Ruhm aber war auf's Höchste gestiegen und Preußen eine Großmacht geworden.

In diesem siebenjährigen Kriege sollte auch der Fürst von — Flachsenfingen seine Heeresmacht auf den Kriegsfuß setzen, um dem übermüthigen Preußenkönig den Garau zu machen. Das Flachsenfingener Armeekorps bestand aus 600 Mann Fußvolk, 30 Husaren und einer Kanone. In Friedenszeiten hatten die Husaren keine Pferde, — wozu auch? — und die Artillerie konnte nur ausrücken, wenn der fürstliche Posthalter seine Pferde nicht gerade in der Heuerndte hatte, denn er war verpflichtet jeweils, für ein Billiges, das Geßpau zu liefern für die Kanone.

Der Flachsenfingener Finanzminister war in Ver zweiflung, denn woher das Geld nehmen für diese unerhörte Kriegsrüstung?

Das Fürstenthum erfreute sich zwar, Dank der Weisheit seines Herrschers, eines so ausgedehnten Systems von Schutzzöllen, daß keine Maus unverzollt die Grenze passieren konnte, und die Flachsenfingener Fabrikanten und Handwerker in der beneidenswerthen Lage waren, unbehelligt von jeglicher Concurrenz nach

Herzenslust drauf los pfeifen zu können. Die Zölle trugen aber blutwenig ein und reichten kaum hin zur Erhaltung der fürstlichen Jagdhunde. Die Steuern konnte man nicht erhöhen, weil die bestehenden schon die höchste Höhe erreicht hatten, und nicht mehr eingetrieben werden konnten.

„Mache Er eine Anleihe!“ schnauzte der Landesvater seinen armen Finanzminister an.

„Hochfürstliche Durchlaucht“, seufzte der Finanzkünstler mit einem Jammergehicht, „wir haben schon längst keinen Credit mehr!“

An der Civilliste des Landesherrn und der Apanage seiner zahlreichen Verwandtschaft etwas abzuwickeln, — das gesammte Ministerium wagte nicht daran zu denken, denn schon der Gedank! an eine solche Ungeheuerlichkeit wäre Hochverrath gewesen.

In dieser Zeit der Noth, in der die Flachsenfingener Lande mit Reichsrequisition bedroht waren, wenn sie nicht ihr Contingent zur Reichsarmee stellten, wandelte eines Abends der Gewürzkrämer, Herr Pantaleon Pfefferkorn vor die Thore der Residenz den nahe gelegenen Weinbergen zu, und, nachdem er einen vorrichtigen Blick um sich geworfen und sich überzeugt hatte, daß er unbeobachtet sei, verschwand er zwischen den Weinstöcken. Herr Pantaleon war zwar keineswegs so glücklich, Besitzer eines Weinberges zu sein, auch lag es nicht an der Zeit, irgend eine Arbeit in den Weinbergen vorzunehmen, weshalb die Weinberge ganz menschenleer waren, — allein Herr Pfefferkorn war es durchaus nicht um Gesellschaft zu thun, und mit der beneidenswerthen Ruhe eines guten Bürgers, der trotz den drohenden Kriegsgefahren seine friedlichen Bürgerpflichten nicht vernachlässigt, benützte er seine Einsamkeit mit dem harmlosen Geschäft des Brechens und Einsammelns großer Traubenblätter. Schon hatte er einen ansehnlichen Haufen beieinander, da schnupperte es durch die Reben und ein großer Jagdhund, die Nase am Boden, einer Fährte folgend, stand



Gleichzeitig erhielt er von hinten eine derbe Ohrfeige.

vor dem erschrockenen Pantaleon. Der Hund schien jedoch bald erkannt zu haben, daß Herr Pfefferkorn kein jagdbares Wild sei, wandte ihm verächtlich den Rücken, und widmete seine Aufmerksamkeit dem Haufen Reblätter, den er mit der Schnauze auseinander warf, und sich behaglich darin wälzte. Herr Pfefferkorn hatte sich bald von seinem Schrecken erholt, und empört über die Unverschämtheit des Thieres, gab er ihm, mit dem Ausruf „Wart' du verdammtes Vieh!“ einen fastigen Tritt, so daß der Hund, dem offenbar eine solche Behandlung von einem gewöhnlichen Bürger etwas Neues war, heulend, und den Schwanz zwischen den Beinen davon lief. Das unerbittliche Geschick ließ aber Herrn Pantaleon nicht viel Zeit, sich seines Sieges zu erfreuen, denn fast gleichzeitig erhielt er von hinten eine derbe Ohrfeige und eine donnernde Stimme schraubte ihn an: „Rekl. was untersteht Er sich Unfern Caro zu mißhandeln?“ Die Ohrfeige war fastig, aber bei weitem nicht so furchtbar als der Anblick, der sich

dem entsetzten Gewürzkrämer bot, als er die Augen aufschlug, denn vor ihm stand sein gnädigster Landesherr.

Der Schreck war ihm in die Füße gefahren und er sank auf beide Knie nieder in den Haufen Reblaub: „Hochfürstliche Durchlaucht,“ stotterte er und rieb unwillkürlich seine Wade, die von dem schlagenden Beweise der kräftigen Konstitution des Landesvaters aufzuschwellen begann: „Herr Caro hat . . . Ich wußte nicht, daß Hochderfelbe . . .“

„Dummes Zeug! Wer ist Er?“
„Kaufmann Pfefferkorn, Ihre Hochfürstlich: Durchlaucht gnädigst aufzuwarten.“
„Und was treibt Er da?“ fragte der huld-eiche Herrscher weiter.

„Ich — ich sammle Reblaub, mit Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster Erlaubnis.“
„Ist dies Rebstück dein Eigenthum?“

„Insofern — — gewissermaßen, sündemalen es städtisches Eigenthum ist.“

„Was soll's mit dem Reblaub? Was will Er damit machen?“

Der unglückliche Pfefferkorn wüchete sich den Augschweiß von der Stirne, denn jetzt mußte sein Geheimnis an den Tag kommen, und mit Er. Durchlaucht war nicht zu spaßen: „Ich — Ich — so zu sagen — zu — zu meinem Privatgebrauch, gnädigster Herr und Landesvater.“

„Was? Privatgebrauch? Dieser ganze Haufen?“ rief der Gnädige und runzelte die Stirne: „Keil, keine Faren machen! Heraus mit der Sprache!“

Herrn Pfefferkorn war's zu Muthe wie einer Maus, die das rettende Mausloch nicht finden kann, während die Kasse bereits zum Sprünge ankert: „So — so — mit Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht Erlaubnis — — gleichsam zur Amelioration — — will sagen zur Beredlung des — — der Tabak!“

Da lachte der gestrenge Herr: „Das heißt, er stiehlt die Traubenblätter und mischt sie unter den Tabak?“
„Stehlen? O gnädigste Durchlaucht! Geschicht mir zum Besten meiner Mitbürger, wie der heilige Crispinus! Mächte sonst zu stark sein für das gemeine Volk.“
Ermuthigt durch die Heiterkeit des gestrengen Herrn wagte er es seinen Kopf bis zur Höhe des Hochfürstlichen Bauches zu erheben.

„Und merkt denn das gemeine Volk diese — Beredlung nicht?“ fragte der Hochgebietende noch immer lachend.

„Gott behüte, Ihre Hochfürstliche Durchlaucht,“ erwiderte jener, und einen unterthänigsten Scherz wagend, setzte er hinzu: „Das dumme Volk ist schon zufrieden, wenn es nur Rauch sieht.“

Da wurde der Hochgebietende ernst und ein erhabener Gedanke schien durch seine Herrscherjacke zu ziehen. „Pfefferkorn, stehe Er auf,“ befahl er dem noch immer knienden Gewürzkrämer. „Komme Er morgen früh auf's Schloß!“

„Unterthänigst aufzuwarten, Hochfürstliche . . .“
„Morgenfrüh, punkt sieben Uhr! Verstanden?“ wiederholte der Fürst und verschwand zwischen den Nebeln.
Herr Pfefferkorn sank mit einem Seufzer wieder auf seine Traubenblätter zurück: „Das ist mein Tod! O der verfluchte Tabak!“



Eine halbe Stunde später konnte man den Herrn Pfefferkorn, der sonst so behäbig, würdevoll und selbstbewußt einherwandelte, durch die Hauptstraße der Stadt nach seinem Hause rennen sehen, als ob der Kopf ihm brenne. Die Bürger, die ihm begegneten, sahen ihm kopfschüttelnd nach: „Was hat nur der Pantaleon?“

In seinem Laden gab er im Vorbeirennen dem verblüfften Lehrling eine Ohrfeige, auf der Treppe überrannte er die schreiende Magd, und in der Wohnstube warf er sich ächzend in den ledernen Sorgenstuhl.

„Um Gottes Willen, Pantaleon, was ist dir? rief seine erschrockene Gattin.

„Idee!“ seufzte der unglückliche Gewürzkrämer. „O Emerentia!“
„Sprich Pantaleon, was ist geschehen?“ jammerte die Frau und schüttelte ihren Eheherrn.

„Was geschehen ist?“ schrie Herr Pfefferkorn, sprang auf und rannte in dem Zimmer herum. „Ich bin ruiniert, ich bin kaputt!“

„Kathrine! Josef!“ rief Frau Emerentia. Der Lehrling und die Magd stürzten in's Zimmer. „Geschwind zum Doktor! Der Herr ist übergeschnappt!“

„Dageblieben!“ donnerte der Herr. „Mir kann kein Doktor helfen! Der Hochfürstliche Leibhund — — die Nebel, — — Hochfürstliche Durchlaucht haben mich in den Nebel erwircht, und mich allergnädigst beohrseigt!“ und Herr Pfefferkorn erzählte seiner jammenden Gattin sein Abenteuer. „Und morgen früh,“ schloß er, und schlug die Hände zusammen, „Morgen früh bin ich — — auf's — auf's Schloß befohlen!“

Mit einem Schrei sank Frau Emerentia auf einen Sessel, und Josef und Kathrine stürzten hinaus um die furchtbare Geschichte in der Stadt zu verbreiten.

Die Nachricht von dem außerordentlichen Ereignisse fekte die Haupt- und Residenzstadt Spiesburg in große Aufregung. „Dem Leibbund Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht einen Fußtritt v'rsehen! Unerhört!“ — „Und den Tabak mit Traubenblättern mischen!“ — „Bah, wenn's weiter nichts wäre, aber in's Schloß befohlen, oh!“ — „Armer Pfefferkorn“.

Herr Pfefferkorn brachte eine Nacht in Todesangst zu; es war ihm zu Muth gleich einem Verbrecher, der am folgenden Morgen hingerichtet werden soll. Als er am andern Morgen in seinem schönsten Festanzuge dem Schlosse zuwankte, todtenbleich, mit schlotternden Knien, als ginge er mit seiner eigenen Leiche, waren alle Fenster der Straße mit Neugierigen besetzt, die hinter den Gardinen hervorlauchten, und dem Unglücklichen mitleidige Blicke nachsendeten, denn offen seine Theilnahme zu zeigen wagte Niemand, um nicht als Hochverräter und Mitverschworener gegen Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht Leibbund verdächtigt und verhaftet zu werden.

Als gegen Mittag Herr Pfefferkorn noch nicht zurückgekehrt war, und die Nachricht sich verbreitete, es sei so eben auch das gesammte Ministerium auf das Schloß befohlen worden, steigerte sich die Beforgnis um den armen Pantaleon, dem seine Mitbürger schon verziehen hatten, daß er sie Traubenblätter rauchen und schnupfen ließ, und als nun gar der Abend hereingebrochen war ohne Nachricht über das Schickial des Bedauernswürdigen, da steigerte sich die Aufregung und nahm einen unheimlichen, ja fast bedrohlichen Charakter an. An den Straßen bildeten sich Gruppen, und die Bürger Spiesburgs steckten die Köpfe zusammen und klüfterten sich vorichtig ihre Bemerkungen und Befürchtungen zu. Der Vätermeister Pimpelmaier behauptete gesehen zu haben, wie ein geschlossener Wagen aus dem Schloßthore gefahren sei, offenbar um den Verbrecher auf das alte Pergschloß Hohenslachsenfingen zu verbringen.

Hohenslachsenfingen war das Stammshloß der Fürsten von Slachsenfingen und diente jetzt als Gefängniß für Staatsverbrecher. Von diesem alten Pergschloß erzählte man sich seltsame Dinge: von schauerlichen Burqverliesen, die von Schlangen wimmelten, und von Mauerlammern mit blutbespritzten Wänden, von menschlichen Gerippen, die in Ketten aufgehangen sind, und von abgekehrten Gefangenen auf verfaultem Stroh. Der Fleischer Bummelfritz war nicht zufrieden seinen Mitbürger Pfefferkorn in diesem romantischen fürstlichen Stammshloß einlogirt zu wissen, und behauptete mit aller Bestimmtheit an einem Fenster des Residenzschlosses den Scharfrichter in seinem rothen Mantel gesehen zu haben. Eine heimliche Hinrichtung? Es wäre nicht das erste Mal! Dagegen aber protestirte der Schneider Sahnensfeder, berichtigt durch seine revolutionäre Gesinnung, so etwas dürfe der gnädigste Landesfürst nicht wagen, eines elenden Hundes wegen. Ueber diesen hochverräterischen Ausspruch fuhr der Hausen erschrocken auseinander, und die loyalen Bürger

eilten nach Hause und vergruben sich in ihre Betten um die Nacht hindurch von Galgen und Rad zu träumen, und Herrn Pimpelhuber erschien sogar im Traume das blutige Haupt des armen Pfefferkorn, wie es das Eisengitter des Schloßthores zierte.

Als Herr Pimpelhuber am andern Morgen in Schweiß gebadet erwachte, war sein Erstes, daß er an das Fenster eilte und einen scheuen Blick nach dem Schlosse warf. Gottlob, das Eisengitter war friedlich und harmlos und trug nicht die geträumte blutige Zier. Als er aber mit einem zweiten scheuen Blick das ihm gegenüber liegende Trauerhaus des armen Pfefferkorn streifte, da — er traute seinen Augen kaum und ein Freudenschreck fuhr ihm durch die Glieder — da stand Herr Pfefferkorn unter seiner Ladenthür, frisch und gesund, blies den Rauch seiner Thonpfeife in die frische Morgenluft, — er rauchte Ungemischten — und lächelte seinem Gegenüber zu: „Guten Morgen, Herr Nachbar, wohl geschlafen?“

Und ringsum öffneten sich die Fenster, und erstaunte Augen starteten nach der Ladenthür, und ringsum nickte Herr Pfefferkorn und grüßte freundlich.

Zwei Tage später erschien in dem Slachsenfinger Staatsanzeiger ein allerhöchstes Reskript:

„In Erwägung, daß der meiste aus dem Auslande in die fürstlich Slachsenfinger Staaten eingeführte Tabak durch schädliche und der Gesundheit nachtheilige Ingredienzien gefährlich ist, haben Seine Hochfürstliche Durchlaucht in seiner väterlichen Fürsorge für das Wohl seiner lieben und getreuen Unterthanen, und um denselben den Genuß eines gesunden Rauch- und Schnupftabaks zu verschaffen, gnädigt zu beschließen geruht, es folgt:

1. Es wird eine fürstliche Tabakregie errichtet und haben sämmtliche Bewohner des Fürstenthums ihren Rauch- und Schnupftabak von der Regie zu beziehen.
2. Da nach dem Gutachten des Medizinal-Collegiums das Rauchen und Schnupfen vorzugsweise geeignet ist, die Gesundheit zu bewahren, so wird den fürstlichen Unterthanen der Gebrauch dieses Heil- und Präservativmittels dringend anempfohlen.
3. Kaufmann Pfefferkorn wird wegen seiner reichen Kenntnisse und Erfahrung in der Tabakfabrikation zum Direktor der fürstlichen Tabakregie ernannt.
4. Unser Finanzminister ist mit dem Vollzuge beauftragt.

Die fürstliche Tabakfabrik wurde alsbald in einem alten Klostergebäude errichtet, Herr Direktor Pfefferkorn fabricirte lustig drauf los und die loyalen Unterthanen rauchten und schnupften mit wahrer Todesverachtung, daß das ganze Fürstenthum in einen Tabaksnebel gehüllt war. Die zahlreichen Weinberge des Fürstenthums verloren aber zu jener Zeit auffallend vieles Laub, welchen Mißstand der fürstliche Hofnaturforscher, Hofrath Theophilus Pimpernuß,



Herr Pfefferkorn stand unter seiner Ladenthür, frisch und gesund und blies den Rauch seiner Thonpfeife in die frische Morgenluft.